

Werner Vogd

Selbst- und Weltverhältnisse

Leiblichkeit, Polykontextualität
und implizite Ethik

**VELBRÜCK
WISSENSCHAFT**

Erste Auflage 2018
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2018
www.velbrueck-wissenschaft.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-95832-144-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

I Vorwort

Um die dem Menschen typischen Probleme auf einer tiefen Ebene verstehen zu können, kommen wir nicht umhin, uns ein wenig mit ontologischen und erkenntnistheoretischen Fragen – also mit Metaphysik – zu beschäftigen. Denn wir Menschen finden nicht ein Sein vor, sondern wir erschaffen innerhalb des Kreislaufs von Erkennen und Handeln miteinander unsere eigene Welt. Wir können nicht anders, als ein Selbst- und Weltverhältnis aufzubauen, das ein Ich-Selbst sowie komplementär hierzu auch eine Welt generiert. Unweigerlich erscheinen hiermit bestimmte Kausalzusammenhänge bzw. Zurechnungen von Ursachen und Wirkungen, die wir dann glauben bzw. für ›wirklich‹ halten müssen, da die Möglichkeit, eine stabile Welt und ein stabiles Selbst aufzubauen, davon abhängt, dass unsere Ideen, Imaginationen und Handlungsrouninen eine gewisse Kohärenz haben.

Risse und Brüche in den Konstruktionen, die unsere Welt ausmachen, bedrohen damit gleichsam unser eigenes Ich-Selbst, denn in »Wahrheit würde ein Bruch in der scheinbaren Kohärenz unseres geistigen logischen Prozesses als eine Art Tod erscheinen.«¹ Einzig unter den Sonderbedingungen einer spirituellen Schulung erscheint die hiermit verbundene Leere nicht als ein Schrecken, sondern als eine mystische Einsicht in ein Selbst, das sich zugleich als Nichts offenbart.² Unter Alltagsbedingungen wiederum erscheint es für uns existenziell zu sein, unser Ich-Selbst auch unter widrigen Umständen aufrecht zu erhalten und zu verteidigen.

Das universelle Mittel, um die Risse und Brüche in unserem Selbst- und Weltverhältnis zu kitten, ist *sozial angelieferter Sinn*, also all die Sinnformen, die uns Gesellschaft und Gemeinschaft mit der Sprache sowie anderen symbolischen Formen zur Verfügung stellen. Unsere Imaginationen, Träume, Hoffnungen, ebenso wie Vorstellungen über Kausalität und sinnhafte Beziehungen, – all die Sinnformen, die unser Ich-Selbst so selbstverständlich aufgreift und für seine eigenen Prozesse nutzt – verdanken sich der sozialen Sphäre – also dem Nicht-Selbst. Zugleich erscheint jedoch das Mittel, das die Lösung zu bringen scheint, selbst problematisch. Gemeinschaftliche Zusammenhänge und der hiermit zum Ausdruck kommende Sinn können sich auflösen und auseinanderfallen. Gesellschaftliche Semantiken erweisen sich in bestimmten Konstellationen als unpassend, falsch oder leer. Hiermit ist das Selbst, was sich diesen Sinn zum Aufbau seines eigenen Selbst- und Weltverhältnis zunutze

1 Bateson (1987, 159f.)

2 Siehe diesbezüglich aus empirischer und theoretischer Perspektive die Ergebnisse der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Studie ›Buddhismus im Westen‹, insbesondere Vogd und Harth (2015).

gemacht hat, erneut bedroht, denn die Psyche nutzt in konditionierterter Koproduktion den gleichen Sinn wie die Kommunikation.

Die Kohärenz unseres geistigen logischen Prozesses bleibt also auch in seiner sozialen Einbettung prekär, denn das Soziale selbst erscheint in seinen Strukturen und in Hinblick auf die hiermit einhergehenden Bedeutungen keineswegs stabil und beständig, sondern vielmehr schwankend und unbeständig.

Die in diesem Buch vorgelegten Studien verweisen auf Sinnkrisen sowie auf Versuche, die hiermit einhergehenden Risse und Brüche wieder zu reparieren. Sei es das Wahnerleben in einer Psychose, die Zuflucht-nahme zu religiösen Formen oder die Suche nach Erlösung im terroristischen Gewaltakt – mit Blick auf die Tatsache, dass Menschen nicht anders können, als in ihrem Denken und Erleben eine Welt hervorzu-bringen, zeigen sich hier mehr Gemeinsamkeiten, als man gemeinhin annehmen würde. In jedem dieser Fälle wird eine typische *epistemische Weichenstellung* getroffen, entsprechend der sich der Mensch in einer Weise in imaginäre Projektionen verwickelt, so dass nun für ihn sein Lebensvollzug zugleich real wie auch zwingend erscheinen muss.

Der von dem griechischen Wort *epistéme* (Erkenntnis, Wissen) abgeleitete Begriff Epistemologie darf in diesem Buch selbstredend nicht im Sinne einer Lehre vom ›richtigen‹ Erkennen verstanden werden. Im Sinne des späten Wittgenstein wird auch in dieser Studie die Wende zur Praxis vollzogen, also hin zu der Frage, wie unter Menschen mit Hilfe von Kommunikation eine bestimmte Form des Erkennens hergestellt wird.

Vom Baum der Erkenntnis essen geht nur gemeinsam. Doch – wie bereits angedeutet – sind die Mittel, welche die Gemeinschaft hierzu liefert problematisch, denn der vermittelte Sinn ist nicht stabil. Der Apfel ist gewissermaßen vergiftet.

Mit dieser Einsicht beginnt sich also mit Blick auf unser Selbst- und Weltverhältnis das Ergebnis des Descartes'schen Zweifels (›Ich denke also bin ich‹) zu einer sozialen Ungewissheit zu erweitern. ›Ich kommuniziere, also bin ich, da aber an verschiedenen Orten anderes gesagt wird und das, was gesagt wird, eine andere Bedeutung bekommen kann, erscheint das, was als mein Ich-Selbst erscheint, seinerseits ungewiss, denn mit den Worten kommt zugleich der Zweifel‹. Um es mit Ludwig Wittgenstein auszudrücken: »Das Kind lernt, indem es dem Erwachsenen glaubt. Der Zweifel kommt nach dem Glauben.«³

Kommunikation lässt Sinn auf verschiedene epistemische Orte verteilen. Was an einem Ort gilt, muss nicht dem entsprechen, was an einem anderen Ort der Fall ist oder für wahr gehalten wird. Entsprechend gibt es vielfältige Orte, Perspektiven und Möglichkeiten, aus denen heraus Selbst- und Weltverhältnisse aufgebaut werden können. Oder um einen

3 Wittgenstein (1992, 153).

der zentralen Begriffe einzuführen, welcher diese Untersuchung leitet: Die Welt ist *polykontextural*. Da wir aber das, was wir leben auch fühlen, ergibt sich auf theoretischer Ebene das Desiderat der Verbindung einer polykontexturalen Perspektive mit einer leiborientierten Phänomenologie. ›*Ich fühle, also bin ich*‹ ließe sich hier zunächst wieder in Variation von Descartes formulieren, was aber in einen neuen Zweifel führt, da Kohärenz und Stimmigkeit in unserem Fühlen alles andere als selbstverständlich ist. Vielmehr werden die vielfältigen, untereinander oftmals inkommensurablen Zumutungen der unterschiedlichen Gemeinschaften und vielfältigen Funktionsbereiche, in denen wir leben, zugleich gefühlt. Sie manifestieren sich damit ihrerseits in einer *polykontexturalen Leiblichkeit*. Schon mit Blick auf die Einheit der Differenz von ›Leib sein‹ und ›einen Körper haben‹ sind wir buchstäblich gespalten und uneins mit uns. Da wir das, was wir leben, auch fühlen (selbstredend auch die Dissonanzen und Brüche), stellt sich die Frage, wie die polykontexturale Perspektive mit einer leiborientierten Phänomenologie zusammen gebracht werden kann. Die in diesem Buch vorgestellten Studien beleuchten diese Beziehung von unterschiedlicher Seite.

Nicht zuletzt stellt sich dabei die Frage, was dies alles für unsere menschliche Lebenspraxis bedeutet. Dabei lässt sich zunächst feststellen, dass die Mittel, welche zunächst als Lösung erschienen, schnell zum Problem mutieren können. »*Sucht und Pathologie*« stellen »*die andere Seite der biologischen Anpassung*« dar, hat bereits Gregory Bateson festgestellt.⁴ Was ist also, wenn unsere Worte, unser Denken und das hiermit einhergehende Fühlen – also all das, was uns geholfen hat, unser Ich-Selbst aufzubauen – nun zum Problem wird – und zwar nicht nur für uns selbst, sondern auch für unsere Mitwelt? Hiermit landen wir unweigerlich bei ethischen Fragen.

Freilich erscheinen die ethischen Diskurse, welche üblicherweise im Kontext der praktischen Philosophie ventiliert werden, recht weit entfernt von einer Perspektive, die mit einer Vielheit unterschiedlicher, epistemisch und ontologisch gleichberechtigter Orte rechnet und zudem von der Verkörperung epistemischer und moralischer Haltungen ausgeht.

Dies führt uns zum dritten Projekt dieses Buches: In kritischer Auseinandersetzung mit der philosophischen Ethik möchten wir nochmals intensiver – gewissermaßen von einer zugleich abstrakteren wie auch konkreteren Seite – über das von Wittgenstein aufgeworfene Desiderat der *impliziten Ethik* nachdenken. ›*Wie können wir gut mit unserer eigenen Blindheit umgehen?*‹ wird sich dabei als eine der Leitfragen herauskristallisieren. Die Antwort hierauf ist verblüffend – dazu jedoch erst später.

Die hier vorgestellten Texte sind in Zusammenhang mit einer Reihe von Forschungsprojekten entstanden, die an der Universität Witten/

4 Bateson & Bateson (1993, 212).

Herdecke durchgeführt worden sind. An dieser Stelle möchte ich den Teilnehmern der Forschungswerkstatt und insbesondere Martin Feißt, Jonathan Harth, Selma Ulrike Ofner und Till Jansen für die kritische Diskussion des Manuskripts und ihre vielfältigen Anregungen danken.

Witten, Januar 2018